

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 2 Gießen, Sonntag 1. nach Ephanias, den 13. Januar 1918 7. Jahrg.

Stille sein!

Jesaja 30, 15. Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein.

In den Tagen der sommerlichen Dürre ist mancher Graben, manches flache Rinnsal so recht ein Bild des menschlichen Lebens; denn sie werden trocken, eben weil sie flach sind. Alles flache, Oberflächliche hat keinen Bestand; was sich aber aus der Tiefe speist, aus der stillen Tiefe, das trogt der Hitze des Tages.

Es gibt für uns keinen anderen Weg, um sturmfest und stark zu werden, als den, innerlich tief zu werden, unsere Seele in der Stille zu finden. Ohne Mühe, ohne Arbeit an uns selbst kann das nicht geschehen. Stille zu werden ist heute in eiserner, stahlharter Zeit schwerer als je. Mancher flieht die Stille, weil sie ihn erschreckt, und öffnet deshalb um so williger sein Ohr dem Lärm des Alltags und sein Auge den bunten Bildern von gestern und heute. Rastlose Arbeit oder schäumende Lust soll ihn dann betäuben.

Es ist schon richtig, die Stille kann furchtbar sein. Man darf sie nicht fliehen, wenn sie qualvoll wird, wenn man umstarrt ist von Sorgen, wenn das Leben im Innersten aufgewühlt ist. Wer einen flachen Teich aufwühlt, heißt den Schlamm aufsteigen und das Wasser schmutzig werden. Hinter all unserm Erleben steht Gott. Wer in die Tiefen seiner Seele lauscht, erkennt ihn, wird stille und umfangen von Frieden. Wer aber Frieden gesunden hat, ist gefeit in aller Kampfesnot und lernt aus aufrichtigstem Herzen bekennen: „Wenn ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht, du führst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht!“

Das Menschenherz hat keinen anderen Weg zur Stille als den einen, den ihm Jesus gebahnt hat. Er ist der Quell, der allen Schlamm der Seele hinwegspülen kann, damit ihm aus Gottes Vaterliebe neues Leben zuströmen kann.

Wer sich der Stille der großen Gottesliebe öffnet, in dem gewinnt diese Liebe Gestalt und wird wirksam und trägt Früchte. Stillsein und Hoffen macht stark, denn es gewährt einen ewigen Halt und lehrt vertrauensvoll sich bergen in Gottes Liebe.

Eine Weihnachtsfeier in Holländisch-Indien.

Die Rheinischen Missionsberichte vom August v. J. enthalten einen hübschen Bericht

von dem in Padang stationierten Missionar Finke über eine Weihnachtsfeier, die er den deutschen Matrosen und Seeleuten von den deutschen Handelsschiffen, die durch den Krieg im Hafen von Padang festgehalten sind, bereiten konnte. Nachdem er von mancherlei Schwierigkeiten, die leider die Kapitäne erst seinem Vorhaben entgegengesetzt hätten, berichtet hat, fährt er fort: „Ich lud dann die Mannschaften noch einmal offiziell ein und bat, mir die ungefähre Anzahl der Teilnehmer anzugeben. Die Antwort war überraschend. Meine Einladung wurde mit großem Jubel begrüßt. Es meldeten sich ungefähr 100 Matrosen. Nun galt es für mich, die Feier vorzubereiten. Ich bestellte 20 große Kuchen, 15 Kilo Spekulatius, 120 Tabakspfeifen, 20 Duzend gute Taschentücher und 5 Duzend Paar Socken. Woher hatten Sie aber das Geld?“ werden Sie gewiß fragen. Nun, das Geld ist mir einfach zugeslogen; ich hatte die Angelegenheit dem Herrn befohlen, und er sorgte, daß ich nicht zu kurz kam. Als ich nämlich mit verschiedenen Deutschen über die Feier sprach, fragten sie mich, ob ich auch das Geld dazu hätte. „Nein,“ war meine Antwort, „aber der Mammon soll schon kommen.“ Am Abend schickte mir ein holländischer Arzt die ersten 23 Gulden, ein Deutscher überwies mir telegraphisch 35 Gulden, ein deutscher Arzt brachte 50 Gulden, von Batavia wurden mir 100 Gulden überwiesen usw. Bald hatte ich die schöne Summe von 300 Gulden zusammen. Einige Deutsche meinten noch, falls ich zu kurz käme, sollte ich mir noch Geld holen. Ein Herr schenkte 500 Zigarren, ein anderer 100 Flaschen Limonade. Die Musikkapelle vom Dampfer „Kleist“ hatte versprochen, die Feier zu verschönern. Am ersten Feiertage morgens erschienen einige Leute von den Schiffen, um mir beim Aufstellen der Tische und Schmücken behilflich zu sein. Im Nu war das Militär-Zehuis (holländische Soldatenheim) in einen Festsaal verwandelt. Die Bilder der Königin von Holland, des deutschen Kaisers und unseres Hindenburg waren mit Flaggen geschmückt; vor dem Hause platterte die niederländische Flagge im Winde. Ich glaube, ein solches Festgewand hat das Militär-Zehuis noch nicht gehabt. Um 1/6 Uhr abends war das Haus so überfüllt, daß man keinen Stuhl mehr lassen konnte; statt 100 waren 120 Matrosen und Offiziere erschienen; außerdem kamen noch zirka 20 Badanger Bürger. Draußen auf dem Wege stand Kopf an Kopf, teils Euro-

päer, teils Inländer. Punkt 6 Uhr eröffnete die Musik mit einem Festmarsche die Feier; anschließend spielte sie: Stille Nacht, heilige Nacht, was von allen Anwesenden mitgesungen wurde. Darauf begrüßte ich die Leute und hielt eine kurze Weihnachtsansprache. Die Aufmerksamkeit der Seelente war groß; mancher von ihnen hatte sicher seit langem nichts mehr aus Gottes Wort vernommen. Hierauf erlaubte ich den Leuten, die Paletchen zu öffnen, die auf eines jeden Teller lagen. Die Ueberraschung war groß, vor allem, als die Pfeifen zum Vorschein kamen. Immer wieder hörte man das freudige: „Riel mol, wat ne feine Muziepie!“ Es bekam nämlich jeder eine Pfeife, 5 Zigaren und entweder 1/2 Duzend Taschentücher oder ein Paar Socken. Die Feier verlief äußerst schön; die Musik spielte prächtig; auch wurden von den Matrosen Gedichte vortragen und kurze Ansprachen gehalten. Domine Langen (der holländische Geistliche) sprach über das Wort: Verbannt! Seine Worte kamen vom Herzen und gingen auch zu Herzen. Der deutsche Konsul, Herr Schild, war auch erschienen. Das machte auf die Matrosen einen guten Eindruck. Unter dem Singen von Weihnachtsliedern und Erzählen flogen die Stunden dahin, und alle bedauerten, als ich um 9 Uhr die Feier schloß, aber ein Versprechen meinerseits zwang mich dazu. Zum Schluß dankte der Arzt von dem Dampfer „Ninive“ im Namen der Matrosen und Offiziere für den herrlichen Abend. Er meinte u. a., daß keiner diesen Abend jemals vergessen würde. Darauf sangen die Anwesenden mit Begleitung der Kapelle: „Nach der Heimat möcht' ich wieder!“ In manchem Auge glänzten Tränen. Durch alle Ansprachen und Gedichte klang die Sehnsucht nach der teuren Heimat, nach dem trauten Vaterland. Möchte diese Sehnsucht bald gestillt werden!“

† Gießener Zeitungsinserte vor 80 Jahren.

Zeitungsinserte sind für den, der weder kaufen noch verkaufen will, gerade keine kurzweilige Lektüre, und in Friedenszeiten haben wir, nachdem wir die beiden ersten Seiten unseres Blattes gelesen hatten, die dritte und vierte Seite, die die Anzeigen enthalten, höchstens flüchtig überschaut. Dennoch sind auch Zeitungsinserte als Geschichtsquellen anzusehen. Sie spiegeln die Kultur ihrer Zeit und die Anschauungen der Menschen wieder und sind mit ihrer Ausdrucksweise ein Spiegelbild der Tage, in denen sie aufgegeben worden sind. Durchblättert man alte Jahrgänge deutscher Zeitungen, so findet man, daß die Inserate von einem Menschenalter zum andern eine andere Form annehmen und einen Schluß auf die Lebensweise und Lebensanschauung der vergangenen Geschlechter

zulassen. Der „Gießener Anzeiger“, der heute ein stattliches Blatt ist und im politischen, lokalen und feuilletonistischen Teile viel Beachtenswertes bringt, war vor 80 Jahren nichts als ein Anzeigebblatt. Demgemäß trug er auch den bescheidenen Titel „Gieser Anzeigebblatt“. Er erschien wöchentlich nur einmal und enthielt weder politische noch lokale Artikel, sondern lediglich die Bekanntmachungen der Behörden und die Anzeigen der Geschäftsleute. Aus den Jahrgängen 1837—1841 geben wir hier einige Inserate wieder, die wert sind, der Vergangenheit entrissen zu werden.

In der Nummer vom 3. März 1838 lesen wir: „Auf der Straße von Gießen nach Großenlinden ist ein seidenes Taschentuch, mit gelbem Grund und schwarzem Muster, verloren worden. Der Finder erhält, bei Ablieferung in meiner Wohnung oder auf der Polizei, einen Gulden Belohnung. Professor J. Liebig.“ Dem großen und damals schon berühmten Gelehrten muß das verlorene Taschentuch sehr von Wert gewesen sein, weil er eine für die damalige Zeit sehr hohe Belohnung dem Finder aussetzt. Kulturgeschichtlich interessiert es, zu erfahren, welcher Art damals die Taschentücher waren, die die Herren benützten.

Wie billig man in jenen Jahren hier noch lebte, lernen wir aus einer Ankündigung der Witwe des dahier verstorbenen Amtsekretärs Staudinger kennen; sie schreibt: „Bisher haben fünf bis sechs Herren den Mittagstisch bei mir gehabt, welche Zahl durch den Weggang einiger von hier bis auf zwei verringert worden ist. Ich sehe mich daher genöthigt, hierdurch den Wunsch auszudrücken, es möchten einige andere Herren die Stelle der weggegangenen erziehen. Vergütet wurden mir 11 fr.“ Also für 11 fr., das waren 33 Pf., konnte man damals in Gießen zu Mittag essen. Wer sehnte sich nicht nach diesen Zeiten? Allerdings gab es damals in feinen Gasthäusern auch höhere Preise, aber immer noch erstaunlich gering ist der Preis, den Johann Heinrich Busch „im Garten“ verlangte, wenn er kundgibt: „Heute, als Samstag den 12. Mai, nimmt die Table d'hôte, das Couvert zu 24 fr., wieder ihren Anfang und besteht den ganzen Sommer über jeden Samstag; an anderen Tagen kann nach der Karte gespeist werden.“ Das schreckliche Wort „Table d'hôte“ ist in Deutschland noch lange bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein gebraucht worden. Wie mancher Deutscher tat sich etwas zugut darauf, wenn er sagte, er habe in diesem oder jenem Hotel „diniert“ und „soupiert“, noch viel feiner war es, wenn er vom „Lunch“ und vom „Dinner“ sprach. Vielleicht sind wir durch diesen Krieg die Ausländererei ganz losgeworden.

Es ist eine alte Gießener Klage, daß Studenten und Handwerksgejellen oder Schüler und Lehrlinge sich in der Stadtkirche schlecht

verte
wird
1838
„Da
daß
der
Emp
natio
Lehr
durch
diges
word
durch
wied
Ruh
Ma
werd
nicht
muß
geben
gang
dring
der
beson
die
über
ansta
halb
Krei
man
mit
auf
die
fuhr,
fest
fertig
furt
muß
Jahr
Zeit
solge
tag,
furt
bei
noch
schaff
lenz
ses.“
mein
von
den
heit
meld
„Aut
sten
quem
dahie
giere
Tarn
Zur
Ein
den.
haben
unter
der

vertragen haben. Schon um das Jahr 1800 wird darüber geklagt. Am 5. September 1838 muß der Kirchenvorstand bekanntgeben: „Da die beschwerende Anzeige geschehen ist, daß neben dem Platz, den die ersten Schüler der hiesigen Realschule auf der obersten Emporbühne in der Kirche, den Gymnasialisten gegenüber, unter der Aufsicht eines Lehrers besuchen, schon öfters, hauptsächlich durch Lehrlinge, durch ein höchst unanständiges Betragen die Ruhe und Andacht gestört worden; so findet man sich veranlaßt, hierdurch zu erklären, daß, wenn etwas der Art wieder vorkommen sollte, man gegen solche Ruhestörung im Gotteshause die geeigneten Maasregeln zu ergreifen nicht säumen werde.“ Indessen hat der Unjug hiermit nicht ein Ende genommen. Am 13. August muß der Kirchenvorstand abermals bekanntgeben: „Die jungen Leute, welche am vergangenen Sonntage durch gewalthames Eindringen in den Stuhl, welcher den Schülern der Realschule angewiesen ist und durch eine besondere Thür abgeschlossen ist, die Ruhe und die Andacht in dem Gotteshause gestört und überhaupt an heiliger Stätte sich sehr unanständig betragen haben, sind auf eine deshalb erhobene Beschwerde Großherzogl. Kreisrathe dahier angezeigt worden, welches man, um ähnliche Vorfälle zu verhüten, hiermit zur Warnung bekannt macht.“

Viele Anzeigen dieser Zeit beziehen sich auf Verkehrsgelegenheiten. Eine Eisenbahn, die zu bestimmten Zeitpunkten an- und abfuhr, gab es noch nicht, die erste Bahn, die heiliges Gebiet berührte, war die 1840 fertiggestellte Tammsbahn, die von Frankfurt über Kassel nach Wiesbaden ging. Man mußte also, wenn man reisen wollte, nach Fahrgelegenheit ausschauen, wie sie in der Zeitung angezeigt war. Hierauf beziehen sich folgende Anzeigen: „Kommenden Donnerstags, den 5. Oct. ist Gelegenheit, nach Frankfurt und Darmstadt zu kommen. Näheres bei Weinhändler Hering.“ — „Es werden noch einige Teilnehmer zu einer gemeinschaftlichen Reise in einer Chaise nach Coblenz gesucht. Das Nähere bei Ausgeber dieses.“ — „Ich mache hierdurch bekannt, daß mein Familienwagen an folgenden Tagen von hier nach Frankfurt fährt: Sonntag den 9. September usw. Wer diese Gelegenheit benützen will, beliebe sich bei mir zu melden. Magnus Schwan im Hirsch.“ — „Kutischer Keller aus Darmstadt kommt nächsten Sonntag den 25. d. Mts. mit einer bequemen Chaise am Gasthaus zum Einhorn dahier an und fährt nach Wunsch von Passagieren den 26. oder 27. in einem Tag nach Darmstadt zurück, wozu er Reisende sucht. Zur Mitreise kann man sich vorläufig im Einhorn oder bei Frau Sekretär Stürz melden.“ In Nr. 52 des vorigen Jahrgangs haben wir schon berichtet, daß der Fuhrunternehmer W. Mühl einen Wagen hatte, der die poetische Bezeichnung „das silberne

Koß“ führte, es fehlte ihm aber auch nicht das „goldene Koß“; denn er macht im Jahre 1840 bekannt: „Da ich in der Kürze einen neuen Familienwagen erhalte, welcher den Namen das goldene Koß führen soll und mit mehreren Abteilungen versehen ist und bei welchen auch verschiedene Preise stattfinden sollen, so mache ich hierdurch einstweilen darauf aufmerksam, daß der geringste Preis von Gießen nach Friedberg auf 30 fr. festgesetzt wird, welcher auch von heute an von dem Familienwagen, welcher des Morgens um 6 Uhr abgeht, festgesetzt ist.“

(Schluß folgt.)

Land und Leute im Vogelsberg nach einer Schilderung aus dem Jahre 1813.

(Schluß.)

Beim Pfluge spannt man wohl einen Ochsen und ein Pferd zusammen, bisweilen auch vor den Wagen, jedoch hängt man erstem einen Flor vor die Augen, damit diese nicht vom Staube beschädigt werden.

So schön und schlank auch das männliche Geschlecht der Hessen III. so häßlich und bis zur Karikatur entstellt erscheint das weibliche durch die unschickliche Kleidung, die es trägt. Eine spitze, kegelförmige Haube in Form eines Zuderhutes macht das schöne runde Menschenhaupt zur Keilgestalt. Ein dicker Wulst um die Hüften, nebst fünf bis sechs Rücken treiben den Unterleib wie ein Faß in die Höhe, welcher gegen den geschnürten Oberleib desto mehr absteht. Hohe Absätze machen den Fuß, welcher nebst dem rotgezwickelten Strumpf bis an die Knie zu sehen ist, wackelnd und unsicher. Am Sonntag erscheinen sie schwarz gekleidet. Nichts wird von ihnen in der Hand, sondern alles auf dem Kopf getragen, sogar den Wassereimer, den sie mit leichter Mühe in der Hand tragen könnten, stellen sie mit vieler Beschwerde und Grazie auf den Kopf, zu welchem Behuf sie ein kleines Kissen auf dem Blatte tragen. Für dieses unnatürliche Tragen rächt sich die Natur an ihnen durch einen niedergedrückten Hals und frühzeitigen Kropf, welchen sie eher für eine Schönheit als für einen Fehler zu halten scheinen. In ihrem Hauswesen herrscht nichts weniger als Reinlichkeit, sie lieben vielmehr den Schmutz dergestalt, daß sie den Löffel niemals waschen, sondern ihn der kompendiösen Kürze wegen bloß durch den Mund ziehen, auch finden sie es bequemer, aus der ungepülsten Tasse zu trinken.

Man fragt oft vergebens nach dem Wege von einem Dorfe zum andern. Die Leute wissen und kennen nur ihre zwanzig Häuser, die ihre Welt sind. —

So weit der Königsberger Theologe. Der heute von uns mitgeteilte Auszug aus sei-

nem Buche bestätigt wieder, daß er zu den Reisenden gehört, die sehr eifertig ihre Beobachtungen machen. Die Schilderung des Aussehens der oberhessischen Landbevölkerung mag zutreffend sein. Wenn aber Rhesa von der Bergwildnis und den Waldeinöden des Vogelsberges spricht, wenn er die Schwalm einen reißenden Strom nennt und von der Bahn sagt, daß sie ihr „Tröpflein“ Wasser dem Rhein zutrage, so ist doch offensichtlich, daß er nicht scharf beobachtet oder aus der Erinnerung, ohne genaue Aufzeichnungen geschrieben hat. Der Verfasser steht dem Heissenlande so fremd gegenüber wie heute der deutsche Soldat einem verschmutzten polnischen Dorfe. Es ist doch gut, daß die deutschen Stämme sich im 19. Jahrhundert zusammengeschlossen haben und daß der Ostdeutsche den Westdeutschen nicht mehr so geringschätzig beurteilt, wie das der schnell reisende und augenscheinlich auch schnell schreibende preussische Feldprediger getan hat. Auch die Behauptung, nach Schotten seien nie feindliche Truppen gedrungen, ist falsch, die Stadt hatte im Dreißigjährigen Kriege mancherlei auszustehen. Wieviele Irrtümer mögen sonst noch in dem Buche enthalten sein, da der Verfasser seinen Marsch von Königsberg bis nach Paris beschreibt.

Dem Licht entgegen.

Wenn wir jetzt in diesen Tagen, die sich an das schönste Fest der Christenheit anreihen, uns vergegenwärtigen, daß die Seligkeit, die in den dunklen Dezembertagen all unser Tun und Denken bestrahlte, von den Vorbereitungen zu diesem Fest ausging, so müßten wir meinen, daß wir nun recht arm geworden sind. Denn das schöne Endziel ist erreicht: wir konnten einige Menschen beglücken, wir sahen den Stern von Bethlesem und das Kind in der Krippe, und im Hinblick darauf empfanden wir die früh hereinbrechende Dunkelheit und die langen Abende nur wohlthuend.

Aber ein Ersatz dafür ist uns gegeben. Wenngleich der Winter erst in seiner ganzen Härte beginnt, so wissen wir doch, daß, wenn auch noch unbemerkt, die Tage beginnen, länger zu werden und die Nacht mehr und mehr weicht. Wir gehen dem Licht entgegen!

Dehnt unser Herz sich nicht bei diesem Bewußtsein? Wird nicht eine Fessel uns genommen? Die Sehnsucht nach Licht ist so groß in uns. Darum ist auch unser Mitgefühl für Blinde so unermesslich groß. Dennoch müßten wir uns eingestehen, daß wir mit unseren gesunden Augen oftmals das Paradies nicht sehen, das Himmelslicht, das unsere Seelen erhellen und führen soll, das Licht, das auch die Herzen Blinder zu er-

füllen vermag, das sie über die Erdentrübsal hinausführt zu den Höhen, da Friede und Liebe thronen. Wir müssen nur die Sehnsucht in unsern Herzen nicht ermatten lassen, wir müssen kämpfen und ringen, dereinst in das Reich des ewigen Lichts aufgenommen zu werden; das muß das Endziel unseres Lebens sein.

Lasset den Blick nach oben uns nicht trüben, wenn auch die täglichen Nöte des Lebens uns zu beugen versuchen. Schauen wir darüber hinaus, auf das Licht des Sternes von Bethlesem, das nie verlischt. Der Glanz alles Irdischen wird mehr und mehr erblasen, je mehr unsere Seelen von dem himmlischen Lichte erfüllt sind.

Ich blide immer himmelwärts zur ew'gen Herrlichkeit,

Wo mein die Krone wartet und auch das Siegeskleid;

Mein Herz ist voll Verlangen, durch's Perlethor zu geh'n

Und mit den sel'gen Scharen vor Gottes Thron zu steh'n.

Baronin R.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag den 13. Januar.

1. nach Epiphania.

In der Stadtkirche. Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Schwabe. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde. Pfarrer Schwabe. — Abends 5 Uhr: Pfarrer Mahr. — Abends 8 Uhr: Siehe auch Wartburgverein. — Dienstag den 15. Januar, nachmittags 4 Uhr: Frauenmissionsverein. — Abends 8 Uhr: Versammlung des Frauenvereins der Markusgemeinde.

In der Johanneskirche. Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Ausfeld. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde. Pfarrer Ausfeld. — Abends 5 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer. — Abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Lukasgemeinde. — Abends 8 Uhr: Bibelbesprechung im Johannaesaal.

*

Wartburg, evgl. Jünglings- und Männerverein, Diezstraße 15. Sonntag den 13. Januar, abends 8 Uhr: Familienabend im Markussaal, Kirchstraße 9. Donnerstag den 17. Januar, abends 8 1/4 Uhr: Lesabend. Gäste stets willkommen.